

Frankfurt am Main



Welcome to Frankfurt, willkommen zu Deutschlands einzig nennenswerter Skyline! Dies möchte man jedem Besucher der Bankenstadt am Main zurufen. Doch bis auf die, die in den Wolkenkratzern arbeiten oder wohnen, bleibt der Zugang zu ihnen den meisten Menschen – Einheimischen und Besucherinnen – verwehrt. Zum Glück haben in jüngerer Zeit manche Hochhaus-Betreiber die einst im Henniger Turm begründete Tradition, die Gebäudespitze mit einer Gaststätte zu veredeln, wiederbelebt. Deutschlands höchste Bar nennt sich „NFT Skybar“, sie findet sich auf 185 Meter Höhe im vom Büro Meurer Architekten geplanten „One“ nahe dem Messturm. Das Restaurant im Maintower soll nach eigenen Angaben sogar auf 187 Meter Höhe liegen (Architekten: Schweger + Partner). Für die Gäste ist die Differenz wohl kaum wahrnehmbar, allerdings steht der Maintower im Bankenviertel und ist von ähnlich hohen Kollegen umringt. Im Süden der Stadt auf einem Hügel gelegen und einen tollen Blick auf die Skyline bietend, thront das „Franziska“ im oberen Geschoss des neuen Henniger Turms (Architekten: Meixner Schlüter Wendt). Dass alle Gastronomie auf diesen Höhen keine Frankfurter Spezialitäten, sondern gehobene Speisen bietet – und sich das auch zahlen lässt –, sollten die Gäste einberechnen.

Den Kontrast dazu stellen die beiden Mainufer dar. Sie bieten Platz für alle. Seit mehr als fünf Jahrzehnten arbeitet die Stadtplanung daran, die Ufer des Flusses, dessen Querung dieser Stadt den Namen gab, sukzessive zu reurbanisieren. Vom mit postmodernen Gebäuden gesäumten Museumsufer in Richtung Westhafen hinüber auf die andere Mainseite zum Licht-und-Luft-Bad nach Osten zum Deutschherrnviertel und dem Hafepark erstreckt sich inzwischen kilometerlang ein äußerst attraktiver Stadt- und Landschaftsraum, der sich mit dem sogenannten „Grüngürtel“ um die gesamte Stadt fortsetzt. Kunst und Kultur sind zu finden, aber auch verträumte Naturschutzgebiete, die bedrohten Tier- und Pflanzenarten Heimat bieten. Und das – wohl zur Überraschung vieler – innerhalb der

Was dem Berliner die Currywurstbude ist dem Frankfurter seine Trinkhalle respektive sein Büdchen respektive sein Wasserhäuschen. Einst zählte man über 800 dieser Gebäude im Stadtgebiet, derzeit sind es etwa 300. Als sozialer Treffpunkt erfuhr es seit Corona eine Renaissance. Der in Frankfurt geborene Fotograf Frank Kunert hat für seine „Fotografien kleiner Welten“, die es auch als Postkartenserie gab, ein Wasserhäuschen unter Wasser gesetzt. Ein Verweis auf die zahlreichen Mutationen und Metamorphosen des Büdchens in der Stadt? Weil in der Glitzerwelt der Skyline die Trinkhalle unterhalb der Wahrnehmungsschwelle liegt? Wer weiß. Als Späti jedenfalls funktioniert das Wasserhäuschen inzwischen auch.

Cordiali saluti a tutti

Frank Kunert • Fotografien kleiner Welten • Tel. (069) 30 03 69 93 • www.frank-kunert.de



Redaktion Bauwelt
Schlüterstr. 42
10707 Berlin

Stadtmarkung oder unmittelbar angrenzend. (Robert Gernhardt, Dichter und Zeichner der „neuen Frankfurter Schule“ um die Magazine Pardon und Titanic, schuf entsprechend das „GrünGürtelTier“).

„Frankfurt ist anders, jeden Tag“, schreibt Eva Demski. „Selbstbewusste Häßlichkeiten und schüchterne Schönheiten, Veränderungswahn und Bewahrungsmühen“ kennzeichnen der Schriftstellerin zufolge die Stadt, die von vielen als Durchgangsstation betrachtet wird, um dann doch festzustellen, dass sie geblieben sind.

Doch das war Frankfurt immer schon: Das „Haus zur goldenen Waage“, der von Jochem Jourdan gleichsam als Forschungsarbeit rekonstruierte Prachtbau der neuen Altstadt, ist ein Denkmal der Migration. Anna van Lith und Abraham van Hameln, die Bauherrschaften des Gebäudes, kamen als Religionsflüchtlinge nach Frankfurt, dessen Bevölkerung Anfang des 17. Jahrhunderts zu einem Drittel aus Zugezogenen bestand. Daran hat sich nicht so viel geändert. Das Bändchen „Frankfurt ist anders“ der in Regensburg geborenen und in Frankfurt gebliebenen Demski ist als Einstiegslektüre für die eigene Frankfurt-Tour empfohlen. Wer dabei den Überblick verliert, kann ihn in den einleitend erwähnten Restaurants wieder bekommen.

von Wolfgang Kil

Erkner

Erkner hat zwar einen S-Bahnanschluss, gehört aber nicht zu Berlin. Draußen zu liegen, „Umland“ zu sein, war das zentrale Trauma dieser Industriediedlung, die erst 1998 Stadtrecht erhielt, nachdem die schlimmste Industrie verschwunden war. Der Ort meiner Kindheit und Jugend war ein nach Chemie stinkendes Drecknest, dessen Hauptstraße noch drei Jahrzehnte nach dem Weltkrieg mehr Lücken als Häuser aufwies. Dann wurde in einem überraschenden Kraftakt die Ortsmitte auf einen Schlag zugebaut, komplett mit der regionaltypischen Plattenserie P2. Die Lücken waren nun geschlossen, ein einladendes Ortsbild hatte sich trotzdem nicht eingestellt. Zaghafte Ansätze einer „Urbanisierung“ nach 1990 fielen prompt dem Kannibalismus des Marktes zu Opfer: Mittendrin ein Kaufland-Center, da haben Einzelläden keine Chance. Ein kurzer Hoffnungsschimmer, als neben der alten Bechstein-Villa ein schickes neues Rathaus entstand, erlosch bald wieder. Inzwischen ist die Post weg, die Bankfiliale zu. Welch Wunder, dass im Kino immer noch Programm läuft.

Nach den heimlichen Ecken und Schleichwegen meiner Kindheit suche ich vergebens, unsere wilden Badestrände am Flakensee sind heute von Campingplätzen besetzt. Hinter meinem Elternhaus begann mal der Wald, jetzt fläzt sich dort eine Fertighaus-Wüstenei. Auf das tiefenvergiftete Plateau der alten Teerbude haben sie eine superbanale Stadthalle gesetzt, da fanden die zynischen „Bürgergespräche“ zur Tesla-Ansiedlung im benachbarten Grünheide statt. Die brachiale Gigafactory sorgt nun endgültig dafür, dass von dem Erkner, in dem ich aufwuchs, nichts übrig bleibt. Wahrscheinlich wird es zur Steppe austrocknen. Tapfer lässt die Wohnungsgenossenschaft Gründerzeitfassaden an die Giebel ihrer Plattenbauten malen. Das letzte schattige Biergartenlokal musste weichen für „Stadtvillen am Kanal“. Goldgräberstädte waren nie schön.

Nach Erkner fahre ich nur, wenn die Pflicht ruft. Um hin und wieder im umfangreichsten Archiv zur DDR-Architektur zu kramen. Oder um ein-, zweimal im Jahr Blumen auf der Gräberwiese meiner Eltern abzulegen. Früher stellte ich mir vor, eines Tages hier auch zu liegen – nicht wegen der Familie, sondern weil die Zaunhecke des Friedhofs direkt an den Bahndamm grenzt, auf dem die grünen oder blauen Schlafwagenzüge zwischen Paris und Moskau verkehrten. Auch diese Züge fahren nicht mehr. Verluste ohne Ende!

